Der Gipfel

Von Eberhard von Weittenhiller.

Hoch über den Wolken schwebte unter dem erlöschenden Mond ein beschneiter Gipfel.

Im grünlichen Morgendämmern wölbte sich sein bleicher Schädel aus dem Frühduft wie der eines Toten, der aus dunklen, von fahlem Ampelschein überschimmerten Kissen ragt.

Immer unwirklicher ward er im fortschreitenden Morgen, schien unerreichbar in seiner Blässe, wie aus einem erdfremden Stoff, der alle Schwere überwunden.

Stolz und unnahbar blickte er auf mich herab, ein Schemen, zu dem nur die Sehnsucht findet oder die verwegenste Tat.

Und dort oben in dieser schwindelnden Höhe wußte ich dich! Dich, Geliebte, wußte ich dort oben, von allen Launen des Wetters bedroht, von allen Schrecknissen des Abgrunds umlauert! Und meine Sorge irrte mit brennenden Augen um die Grate und Zacken.

Die letzten Schleier der Frühe glitten in die blaue Tiefe und enthüllten die ganze Pracht des Gebirges. Erwachend hob sich der Gipfel in die rosige Flut der ersten Sonnenstrahlen. Während ihn deren Glanz mit warmem Leben umhauchte, zeichnete er kräftigere Linien in den Himmel.

Meine besorgten Blicke durchpflügten das wechselnde Mienenspiel des Berges. In jede Furche wühlten sich meine Augen, kletterten von Felswand zu Felswand, tasteten um Hänge und Spitzen und tranken jedes Licht, jeden Schatten prüfend in sich.

In suchender Erwartung verstrich die Zeit, und immer und immer wieder blieben meine Blicke auf dem Berge hangen. Im Höchststand der Sonne flimmerte und glitzerte er unter azurnem Baldachin aufs neue unnahbar und frostig. Ein blinkendes Wölkchen wehte von seinem Scheitel wie ein Helmbusch, dessen Schatten schwarze Locken auf die Stirn des Berges zauberten. Ich aber wußte, daß dies harmlos scheinende Wölkchen alle Schrecken eines Höhenschneesturms bedeutete. Und meine Seele zitterte: „Oben bist du!"

Meine Unruhe wuchs. Die Stunden zertraten langsam mein Herz.

Als endlich der Tag in den Abend mündete, glühte der Gipfel im Purpur der Erregung. Oder spiegelte er die meine? — Wie Blut rann es von seinen Schläfen, und er lehnte das Haupt erschöpft auf düstere, goldverbrämte Wolkenpolster.

Irr starrte mein Auge zu den glimmenden Kanten und Firsten unter dem durchsichtigen Veilchenblau des Abendhimmels.

Und plötzlich war es mir, als habe sich der Berg, der sich eingebrannt hatte in mein Schauen, herabgesenkt, als sei der Unnahbare, Fremde niedergestiegen zu mir, und ich fühlte, daß er durch mein banges Durchforschen mir vertraut und nahe geworden, als hätte ich seine Höhen und Gefahren eignen Fußes durchwandert.

Die letzte Glut zerrann am Himmel. Wie eine heimliche Freude stahl sich der Abendstern auf den Plan. Er pflanzte sich gerade auf den Gipfel des Berges, der mir nun kein Totes, kein Schemen mehr schien, denn nun lebte er durch mich und in mir!

Wie ...r das Herz auf einmal pochte! Aber nicht mehr in Angst und Bangen! Mir war, als fühlte ich einen Hauch endlicher Erlösung.

Hastig blickte ich zur Tür: — Da tratst Du über die Schwelle —!

Juni

Akaziendolden hängen schwer, im Felde reifen die Aehren,
Auf der Wiese blühen die Gräser nicht mehr.
Sie konnten sich nicht wehren.
Vor der Sense rauschenden scharfem Schnitt.
Mit den Gräsern fielen die Blumen mits
Ein Wagen schwankt über die Weide, beladen mit duftendem Heu.
Die Schnitter wie im Liede singen von Liebe und Treu.

L. Renk.

Die Schnecke und der Schwan

Eine Fabel von Stefan Musius.

Einst begegneten sich eine Schnecke und ein Schwan. „Es kann mich erbarmen", sagte der Schwan zu der Schnecke, „wie mühsam du dich fortbewegst."

Die Schnecke erwiderte nichts, sondern kroch weiter.

„Hörst du nicht?", sagte der Schwan lauter, „es erbarmt mich, wie mühsam du dich fortbewegst."

Die Schnecke sagte wieder nichts.

„Dummes Ding", schalt da der Schwan, „kannst du nicht antworten, wenn man mitleidig und anteilnehmend zu dir spricht? Du bist wohl gar noch stolz auf deinen Schneckengang?"

Da richtete die Schnecke ihre Fühlhörner, auf denen bekanntlich ihre Augen sitzen, in die Höhe und sagte zu dem Schwan: „Kannst du etwas daran ändern?"

„Aendern? Nein!"

„Nun also. Dann spare deine Worte." Und sie kroch weiter, ohne sich noch um den Schwan zu kümmern.

Der aber ging voll Aerger zu einem Füllen, das auf der Weide war, und erzählte ihm sein Erlebnis mit der Schnecke.

„Gewiß", sagte das Füllen, „die Schnecke ist übel dran. Aber du bist es nicht minder. Denn kannst du auch nur im geringsten mit mir Schritt halten?" Und um seine Kunst zu zeigen, galoppierte es über die Rasenflächen hin.

Der Schwan schritt ihm nach. „Dummkopf", schnarrte er, „wenn die Menschen mir nicht die Flügel abgeschnitten hätten, könnte ich fliegen!"

„Ja," sagte die Schnecke, die noch in der Nähe war, „eben deshalb bist du am meisten zu bedauern. Ich bin so, wie die Natur mich dachte und wie es meinem Lebenszweck entspricht. Du aber —"

In diesem Augenblick wurde die Schnecke von einem Geschrei unterbrochen, das aus der Luft hernieder drang. Eine Schar wilder Schwäne zog mit langgestreckten Hälsen hoch am Himmel dahin.

Der Schwan auf dem Rasen hob zaghaft seine Flügel. Er stieß einen heiseren Lockton aus, sprang einige Male hin und her und ließ dann traurig wieder seine Flügel sinken.

„Du aber", fuhr die Schnecke fort, „bist ein Krüppel, denn du bist um deine schönste Naturanlage gebracht."

Der Schwan antwortete nicht. Er rupfte mit seinem breiten Schnabel eifrig das Gras des Rasens ab und tröstete sich mit der schönen, fetten Weide.

Du suchst umsonst

Du suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe dir im Drang der Welt:
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Tau vom Himmel fällt,
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demut magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Geibel.

Wohin diese und jene gehören

Von Abraham a Sancta Clara.

Die Armen gehören nach Geldern,
Die Hungrigen nach Island,
Die sehr Hungrigen nach Friesland,
Die Aussätzigen nach Finnland,
Die Kranken nach Heilbronn,
Die Patienten nach Kurland,
Die Perückenmacher nach Haarburg.
Die Dürftigen nach Brod,
Die Traurigen nach Klagenfurt,
Die Weinenden nach Zähringen,
Die Auswanderer nach Neusiedel,
Die Israeliten nach Judenburg,
Die Rechtsstudierenden nach dem Jura,
Die Eierhändler nach Hennegau,
Die Frommen nach Fünfkirchen,
Die sehr Frommen nach Neunkirchen,
Die Jäger nach Hetzendorf,
Die Böcke nach Geißlingen,
Die Kahlköpfigen nach Kahlenberg,
Die Kammermädchen nach Zofingen,
Die aufgeblasenen Leute nach Dünkelsbühl,
Die Mönche nach Kuttenberg,
Die Einsamen nach Oedenburg,
Die Wurstmacher nach Darmstadt,
Die Barbiere nach Bartfeld,
Die Kußsüchtigen nach Dortmund,
Die Prozessierenden nach Dortrecht,
Die Streitsüchtigen nach Knittelfeld,
Die Kletterer nach Hohenlindern,
Die Schlosser nach Eisenstadt,
Die Weiberfreunde nach Magdeburg,
Die Verliebten nach Küßnacht,
Die Furchtsamen nach Memmingen,
Die Briefträger nach Oporto,
Die Rezensenten nach Ruhen,
Die Jungfrauen nach Virginien,
Die Ruheliebenden nach Friedau,
Die Milchweiber nach Melk,
Die Kaltblütigen nach Eisleben,
Die Harthörigen nach Orberg.

Heitere Welt

Der berühmte Schauspieler Ludwig Devrient liebte alkoholische Getränke. Während der Aufführung der „Räuber" war er einmal als Franz Moor so betrunken, daß er zu Füßen des Grafen Moor fiel, ohne ein Wort zu sprechen. Es verflossen sorgenvolle Sekunden, das Publikum begann sich zu beunruhigen. Da gewahrte Devrient neben sich die Rampenlichter, und das ernüchterte ihn. Er wies auf das auf dem Fußboden liegende Schreiben und stotterte: „Nicht wahr, Vater, eine so furchtbare Kunde von meinem Bruder mußte mich zu Boden schmettern und mir die Stimme rauben!"

Das Publikum begriff die Situation und klatschte wild Beifall.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 25 Sonntag, den 16. Juni Jahrgang 1929

Der Teufel auf dem Steg

Die Dörfer Niersweiler und Ramswiesen haben beide den gleichen Kirchenpatron, nämlich St. Anton, mit dem Schwein; und sie feiern demgemäß ihre Kirmes auf denselben Tag.

Niersweiler liegt, wie jeder im Lande weiß, rechts von dem breiten und starkfließenden Merlenbach, hinter dem Hummelswald, zu Füßen der alten Hornburg, während Ramswiesen, die alte Abtei mit dem schönen reichen Pfarrdorf, sich auf der andern Seite des Baches in einer lieblichen, fetten Mulde des breiten Merlentales gebettet hat.

Nun pflegte Hampit der Jäger alljährlich zur Kirmes über den Merlenbach hinüber zu seinem Jagdgenossen Raskop zu pilgern und dort unter alten Freunden einen nahrhaften und fröhlichen Tag zu verbringen; während sein Schwager Motzenhannes allemal von der entgegengesetzten Seite, nämlich von Zilshofen her, über den Bach gen Ramswiesen hinanstieg, um dort beim Ochsenwirt, seinem Bruder, die Kirmes zu verleben. Er half beim Zapfen und Servieren; aber er vergaß auch selber das Essen und Trinken darüber nicht, denn sein Hunger und Durst war nicht gering. Die Alte daheim hielt ihn kurz; acht Tage vor der Kirmes gab es auf den kommenden fetten Sonntag in Ramswiesen nur Quellkartoffeln und Heringe.

Nun war der Wein wohlgeraten im letzten Herbst; aus den fetten Schinken, die im Schornstein hingen, tropfte der Saft auf den Herd, und Niersweiler wie Ramswiesen hatten den besten Ochsen zur Kirmes ausgeschlachtet.

Motzenhannes war schon zur Frühmeßzeit in Ramswiesen erschienen; Hampit, der Jäger, traf während des Hochamtes in Niersweiler ein und sorgte, bis die Messe zu Ende war, in der Küche bei der Bäurin und ihren Töchtern für die nötige Lustigkeit; wobei er im Stehn ein kräftiges Frühstück einnahm; denn der Braten- und Weinduft war ihm gleich beim Eintritt ins Haus verlockend in die Nase gestiegen.

Nun war in der Nacht schon Schneeschmelze eingetreten; der Himmel hing den ganzen Morgen über mit schwarzem Gewölk über den Wäldern, und als die Mittagsglocken im Merlental läuteten, fiel das Wasser aus allen Schleusen des Himmels klattenweise herab, so daß Karussell und Kirmesbuden kaum einen Groschen vereinten an jenem Tag. Dafür saßen die Bauern und ihre Gäste um so fester hinter Wein und Braten, hinter Bergen von Kuchen, und aßen und tranken, daß die Schwarten krachten.

Spät abends ließ der Regen nach, und Hampit machte sich trotz der dunklen Nacht auf den Heimweg.

Auch Motzenhannes wagte nicht, die Nacht in Ramswiesen liegenzubleiben; denn ihm bangte vor seiner Therese, die nächtliches Ausbleiben bei Hannes nicht gewohnt war.

Hampit nun, den der Wein lustig machte, sang ein Lied ums andere vor sich hin; doch war er schon bedenklich unsicher auf den Beinen und plumpste mehr als einmal in Pfützen, die auf dem aufgeweichten Feldweg standen.

Motzenhannes aber, der von saurer verzagter Gemütsart war, wurde, da der Wein in seinen Ohren zu sausen und seine Sinne zu verwirren begann, wehleidig und verängstigt wie ein Kind.

„Wenn ich doch erst bei meiner Therese wär", greinte er vor sich hin. „Heiliger Antonius, hilf mir vom Weg; es ist wahrhaftig ein gefährlicher Bußgang, deine Kirmes, und du könntest einem armen Sünder zulieb schon eine Fürbitte tun, daß er heimfände aus dieser Finsternis." —

Gleichzeitig langten sie, Hampit und Motzenhannes, am Merlenbach an. Aber so dunkel ist es, daß keiner den andern gewahr wird. Nur das eine erkennen beide am Geräusch und Gepurzel der Wasser: der Bach ist übergetreten!

Vorsichtig tastet sich also ein jeder vor bis an den Steg — da stutzen sie beide. Der Steg ist schmal und wackelig, drohend brüllen darunter die Sturzwellen zu Tal. Und Hampit, der sein Bäuchlein auf müden und sehr schwankenden Füßen trägt, sagt zu sich:

„Hampittchen, was meinst du wohl? So schlank über den Steg zu gehn — das könnte höchst gefährlich werden; bös könnte das auslaufen mit dem Wasser da unten; denn das Wasser hat allemal einen Haß auf den Wein, und ich merke, du hast einen kleinen Schwips, Hampit! — Weißt Du was? Kriech doch hinüber, kriech flink auf Händen und Füßen, es sieht s ja kein Mensch bei der Finsternis."

Motzenhannes drüben ging mit sich zu Rate und sprach zu sich selber:

„Wenn Du da hinein...auen solltest — es wäre doch zu verdrießlich. Und was sollte Mutter dazu sagen:

„Hast dich wieder vollgesoffen, du Schweinigel! Und wer weiß, wo du dich herumgetrieben hast", würde sie sagen.

Am Ende würde sie mich nicht mal ins Bett hineinkriechen lassen, und ich könnte die Nacht am Ofen liegen wie ein nasser Hund. — Na, so fang an, Hannes, faß dir ein Herz und kriech hinüber!"

Und so kriechen beide wie zwei Vierfüßler über den Steg, langsam, langsam, mit zitternden Knien kriechen sie schweratmend, herzklopfend vorwärts, und richtig: in der Mitte, just in der Mitte, stoßen sie wie zwei Böcke mit den Köpfen gegeneinander.

Motzenhannes ist der Hut über die Ohren gerutscht; Hampit schwirrt und flimmert es vor den Augen, denn der Stoß war nicht schlecht. Keiner bringt ein Wort über die Zunge. Der Schreck hat ihnen beiden die Sprache genommen.

Langsam, ganz langsam erst — dann aber immer rascher, und zuletzt fix wie ein Buchmarder, begann ein jeder von ihnen sich rückwärts zu konzentrieren.

Aber am Ende des Steges angelangt und wieder auf festen Boden tretend, richten sich beide in die Höhe, um den krummen Rücken zu strecken, denn er tat ihnen gewaltig weh von der Anstrengung.

„Merkwürdig," sagt Hampit zu sich, „was war das in aller Welt? Bist du gegen einen Pfahl gerannt oder ist dir der schwarze Hund begegnet? Das war ja ein greulicher Stoß — nein, das ist dir doch noch nie im Leben vorgekommen. Aber was hilft das? Hinüber mußt du doch; also fix wieder ins Geschirr!"

Motzenhannes aber zitterte an allen Gliedern. Kalter Schweiß lief ihm über den Rücken.

* Aus dem im **Horen-Verlag**, Berlin-Grunewald erschienenen fröhlichen Roman von Jakob Kneip „Hampit, der Jäger", bringen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages das 16. Kapitel des Romans zur Kenntnis unserer Leser.

Kirchlein am See

Sonnenfreudig, klar und blau,
Wogt der See am grünen Strande.
Und ein Kirchlein, alt und grau,
Spiegelt sich am Uferrande.

Um das Türmlein, schlicht und schlank,
Kreis't der Möven stilles Treiben —
Unter dichtem Blattgerank
Schleicht das Licht durch bunte Scheiben.

An der alten Sonnenuhr,
Unter krummen Regentraufen,
Zeigt verwasch'ner Ziffern Spur
Trübsam, wie die Stunden laufen.

Wache halten am Portal
Schattendüft're hohe Bäume,
Daß kein allzugreller Strahl
Stör' den Dämmer frommer Träume.

Schlinggewächs von Ast zu Ast
Klettert auf verweg'nen Bahnen,
Bis es, wie von hohem Mast,
Niederwallt in langen Fahnen.

Von den Wänden, feuchtgefleckt,
Fällt der Mörtel ab, der lose,
Doch die wunde Stelle deckt
Das Gesträuch der wilden Rose.

Lautlos liegt die Gräberflur
Und in träumerischem Sinnen
Hör' ich Well auf Welle nur
Leise in den Sand verrinnen.

Und sie flüstern fort und fort,
Wie ein mahnendes Verkünden,
Daß einst in solch stillen Port
Alle Lebenswellen münden.

A. G. W.

„Es kann eben gut der Furchengänger sein wie die Pfarrershexe; geheuer ist es gewiß nicht. Aber was kann es helfen! Heiliger Antonius mit dem Schwein! hinüber muß ich, und wenn der Himmel einstürzt; denn Mutter würde mir's nachtragen bis ans Grab, wenn ich nicht heimkäme in dieser Nacht."

Und er schlug ein Kreuzzeichen, legte sich wieder auf den Steg und begann vorsichtig zu kriechen.

Zur selben Zeit hatte auch Hampit wieder begonnen mit der sauren Kriecherei. Und richtig: in der Mitte prallen sie mit dumpfen Knall wiederum zusammen, und jeder sieht, noch schrecklicher als vorhin, ein schwarzes Ungetüm vor sich in seinem Säuferwahn; und jeder sucht, so schnell er kann, rückwärts, rückwärts, von dem gefährlich drohenden Wasser fort, ans Land zu kommen, um wieder festen Boden zu gewinnen.

Dann aber läuft Motzenhannes, was hast du, was kannst du, als ob ihm der „Schwarze" auf den Fersen säße, ins Dorf zurück.

„Ja, es war der Schwarze in Person, sagt sich Motzenhannes, „kein andrer kann es gewesen sein."

Hampit steht noch einen Augenblick und überlegt, was nun weiter zu tun sei. Dann trottet auch er durch die Wiesen zurück, um sich beim Schrotthannes, dem Holzhauer, im Walde oben ein Nachtquartiert zu erbitten.

In Ramswiesen brennen noch Lichter, und die letzten Betrunkenen verlassen grölend und torkelnd das Wirtshaus, als Motzenhannes bei seinem Bruder wieder anlangt.

„Du kommst wieder zurück? Aber sag' mal, Hannes, wie siehst du denn aus? Dir ist doch nichts passiert?" ruft der Wirt, als er den Bruder herankommen sieht ...

„Och, och — das wohl — weniger", stottert Hannes, „mir ist ganz wohl, aber ich will doch lieber mal hierbleiben diese Nacht, man könnte den Weg verfehlen, und das ganze Tal ist ein großer See!"

Motzenhannes hatte gehört, daß man am besten tut, nächtliche Begegnungen mit dem Bösen nicht auszuplaudern. Aber der Bruder gibt sich nicht zufrieden; das verstörte Wesen von Hannes ist ihm verdächtig, da ist etwas nicht im Lot. Und er stochert so lange, bis Hannes bekennt:

„Es war nicht geheuer unten am Bach: Der Schwarze saß auf der Brücke! Ganz gewiß: „Der Schwarze" und kein andrer! Ein schwerer Kampf war es mit ihm. Aber der heilige Antonius, zu dem ich rief, hat mir beigestanden, und er hat ihn vom Steg hinab in den Merlenbach gestürzt." —

— — —

Am nächsten Tag um die Mittagsstunde, als sie den Rausch verschlafen haben und wieder fest auf den Beinen stehn können, begeben sich Hampit und Motzenhannes zum zweitenmal auf den Heimweg, und das rätselhafte Schicksal fügt es, daß sie wiederum am Steg zusammentreffen.

„Na, auch du hast blau gemacht, Hannes?" ruft Hampit dem Schwager zu, als er herankommt.

Aber Hannes, im Anblick des Steges wieder ganz eingenommen von dem nächtlichen Spuk, beginnt alsbald zu erzählen, und sein Hirn ist noch so voll von dem, was er sich und den andern in der Nacht vorgeflunkert hat, daß er nun selber daran glaubt: Ja, mit dem „Schwarzen" hat er hier gerungen in der Nacht. Doch der heilige Antonius hat ihm beigestanden mit eigner Hand — und hat ihn hinabgestoßen in die Tiefe. Zischend wie ein glühendes Stück Eisen ist er untergetaucht und nicht wieder hervorgekommen. Aber einen höllischen Gestank hat er zurückgelassen ...

Hampit nickt, lächelt, geht eifrig auf die Schilderung des Schwagers ein — und dann beginnt auch er zu erzählen, wie er hier an derselben Stelle, um dieselbe Stunde mit dem „Schwarzen" zusammengestoßen sei! Auf dem Bauche sei er herangekrochen, und jedesmal in der Mitte des Steges habe der Böse ihm den Weg verlegt.

Und Motzenhannes: plötzlich horcht er auf, blickt den Freund mißtrauisch prüfend an und stottert:

„Kurios — recht kurios, ja, fast möchte man annehmen, wenn mans nicht wirklich und leibhaftig erlebt hätte." —

Da fängt Hampit an zu lachen und sagt:

„Na, alter Freund, Dösköppe sind wir gewest, alle beide in unserem Tran; und wir haben uns beide ein bißchen gruselig gemacht. — Aber nun nichts verraten daheim, sonst werden wir beide noch ausgelacht oberdrein."

Nun, Motzenhannes hat seiner Therese nicht verschweigen können — und so kam durch die Zunge der Frau die Wahrheit einmal wieder unter die Leute.

Unterm Apfelbaum

Von Wilhelm Lennemann.

Jörg Holthausen, der junge Bauer, schlug unwirsch die Dielentür zu. Mit harten, verdrießlichen Schritten ging er durch den Garten, öffnete das Tor und schritt zum Baumhof.

Zum Donner noch mal! Da sollte man nicht schließlich ärgerlich werden! Vor einem Jahr hatte er geheiratet. Da war ihm der Hof übergeben worden; und er hatte geglaubt, wie das allenthalben und durch die Jahrhunderte Bauernsitte und -recht war, der Alte würde nun mit der Mutter ins Altenteil ziehen. Weit gefehlt! Der machte durchaus keine Anstalten dazu, so oft er — der junge Bauer — auch mehr oder minder deutlich darauf hingewiesen hatte. Dann hatte der Alte nur verlegen zu Boden geschaut und mit seinen Kinnladen einige unartikulische Worte zerkaut, denen nur ein leises: Ja, ja! oder Hm, hm! zu entnehmen war.

Im Altenteil hätten die Eltern es doch gut gehabt, da konnten sie wieder zwischen Eigenem schalten und sich ihren Tag einrichten nach ihrem Gefallen. Freilich mit dem Regieren auf dem Hofe war's dann vorbei.

Und da steckte eben der Haken. Das wußte der Jörg sehr wohl. So lange der Alte noch auf dem Hofe lebte, galt er als Herr und Bauer, und das Gesinde schaute erst auf ihn und dann auf den Jungen. Der Geist des Alten blieb in allen Ecken lebendig, so sehr sich auch der Junge bemühte, sein landwirtschaftliches Schulwissen endlich in die Praxis umzusetzen. Da waren unsichtbare Widerstände! Eine abwehrende Handbewegung des Alten, ein zweifelnder Blick zerrissen oft alle mühsamen Unterweisungen der Knechte.

Aber der Alte glaubte, ohne dieses heimliche Regiment nicht leben zu können. Er glaubte sich so stark mit dem Hofe verwachsen, daß einer auf den anderen angewiesen war.

Doch das andere waren ja Hirngespinste! Dumme Vorurteile, die schwinden würden, wenn die beiden erst in ihrem sorglosen Altenteil saßen.

In der Küche war es nämlich ebenso. Die alte Bäuerin führte das Regiment, und die junge Frau hatte sich ihren Anordnungen zu fügen. Sie war ja die Fremde, vor der die Mutter durchaus keine Rücksichten walten zu lassen brauchte, wie sie der Vater immerhin noch auf den eigenen Sohn nahm.

Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Obendrein erwartete die junge Frau in den nächsten Wochen ihr erstes Kind. Sie mußte endlich Herrin in der Küche, er Herr auf dem Hofe werden.

Das hatte er dem Vater soeben noch einmal rund heraus erklärt. Der hatte ihn nur groß angeschaut, fast traurig und doch auch ein wenig lustig, und dann endlich mahlend hervorgekaut: „Dat soll sik wol allens schicken, min Jung!"

Der hatte Jörg die Dielentür zugeschlagen und — ja nun stand er hier auf dem Baumhofe. Und sah sich um und sah, daß da Frühling und Sonne war und Duft und Glanz. Die Obstbäume blühten, durch die lichten, flockigen Kronen leuchtete der blankgewaschene blaue Himmel. Vom Zaun her roch stark und würzig die gebrochene Ackerscholle, drüben klinkte ein Spaten auf, sproßte und prunkte es in hell- und dunkelflaumigem Grün. Ein Fink schlug an ....

Der Bauer sah in die Höhe. Er stand vor einem altehrwürdigen Apfelbaum, dessen Krone sich breit und wuchtig emporreckte. Der stand mitten im Baumhofe und war der älteste Baum. Wie ein König sah er auf die umstehenden jüngeren Bäume herab. Und er durfte schon stolz sein. Jedes Zweiglein blühte in einer Schnur rot-weißer Blütenballen. Aber der Baum war alt. Er hatte seine Dienste getan. Nun sog er und fraß den übrigen Bäumen die Kraft weg, ohne doch das Vermögen aufzubringen, nun auch die Blüten zu Früchten ausreifen zu lassen. Seine Kraft war eben verbraucht. Er war dem Hofe eine Last.

Darum hatte der Jungbauer schon mehr denn einmal überlegt, ob es nicht geraten sei, den alten Knaben umzuhauen und einen jungen Sproß dorthin zu pflanzen.

Aber ein unklares Gefühl in ihm hatte den Gedanken nie zur Tat werden lassen. Er fühlte: er nahm dem Hofe etwas Schönes und Stolzes! Und er meinte, die Niederlegung des Baumes sei ein Unrecht und ein Eigennutz, und solchen Vorwurf wollte er nicht auf sich nehmen.

Wegen der paar Mark, die ihm ein junger Baum an seiner Stelle vielleicht einbringen würde, wollte er den Hof nicht seines Stolzes und seiner Eigenart berauben. Und wenn es der Erde und dem Himmel gefiel, den Alten jahraus, jahrein mit Blüten zu schmücken, so hatte er wohl kein Recht, diese blühende Lust zu zerstören.

Nein, der blühende Altgeselle mochte als König des Baumhofes stehenbleiben, bis es ihm selbst gefiel, sich zur Erde zu legen. Er wollte an dem Hofe keinen Raub begehen!

Er sah lächelnd in die schimmernde Blütenfülle ... Nein, sagte er fast laut, da soll noch mein Junge in deinem Schatten spielen. Wie könnte er das, wollte ich dich in den Holzstall werfen, daß du verdorrest in deinem Altenteil! Da hielt er inne ... Still, fast furchtsam ging er einige Schritte in den Hof hinein. —

Altenteil — verdorrest!

Fast ängstlich sah er sich um. Eine häßliche Vorstellung wollte nicht weichen ...

Welch' böser Geist hatte diese Gedankenverbindung in ihm geweckt, davor er selbst erschrak! Er sah besinnlich in den Baum. Ein leiser Wind fingerte spielend in den Blütensträußen. Oder war's ein guter und gerechter Geist?

Das Blut stieg schamhaft in ihm hoch.

Der Bauer ging den Baumhof auf und ab, ab und auf. Und jedesmal, wenn er an dem alten, lustblühenden Apfelbaum vorbeikam, mußte er ihn anschauen ... Und einmal war's ihm, er sähe in der alten, trockenen Borke das treue, verschlissene Gesicht seines Vaters.

Ja, freilich, alt und rissig und verbraucht waren sie beide, der Alte und der Baum! Früchte brachten sie nicht mehr hervor; aber Könige waren sie und staken mit ihren Wurzeln in ihrer Erde, die sie näherte und ihnen noch eine Fülle gab, daß sie blühten in Lust und Wonne. Da brauchte nur einer die gesunden und lustigen Augen seines Vaters anzusehen.

Sie hatten beide ein Recht auf dem Hofe und Platze, denen sie Krone und Zier waren!

Und seine Mutter? — War alles halb so schlimm! Da mußte erst ein Kind kommen, daß sie Küche und Keller vergaß.

So sprach's in dem Bauern. So sprach auch nur vielleicht die Stimme des Baumes, die der Bauer erfühlte und sich deutete.

Er ging zurück durch den Garten und klinkte die Tür zur Diele auf. Und er sah sich mit seltsamen Augen um.

Dann schritt er zur anderen Tür hinaus auf den freien Holzplatz. Dort sah er den Vater stehen. Er ging an ihm vorbei, dem Geräteschuppen zu. Und wandte sich dann wie beiläufig um — „Sieh," sagte er, „da hat mich der Krischan gefragt, ob er nicht in die alte Kate, die ja eigentlich Altenteil ist, ziehen könne. Ich habe gesagt, wenn du nichts dagegen hättest, könnte das wohl sei! Ich jedenfalls hätte nichts dagegen."

„Junge," sagte der alte Bauer und sah seinen Jungen so recht fröhlich-überlegen an, „da hast du wohl recht gesagt!" —

Und die beiden Alten haben auf ihren Höfen geblüht noch manches Jahr, bis der Herrgott sie eines Tages selbst zu den Ernten legte, daß da Raum würde für ein neues Geschlecht.

Ueber „Natur erleben"

schreibt Dr. E. v. Müller in der Zeitschrift „Natur und Kultur" (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Das Verhältnis des Menschen zur Natur zeigt dem, der tiefer darüber nachdenkt, eine eigenartige Gegensätzlichkeit. Als lebendes Wesen gehört der Mensch zur Natur, ist ein Teil von ihr und von ihr abhängig. Aber als geistiges Wesen ist sich der Mensch bewußt, der Natur in einem unaufhebbaren Abstande gegenüberzustehen. In ihm ist etwas, das sich der Natur gegenüber selbständig und frei weiß. Er fühlt sich irgendwie unabhängig von ihr, nicht völlig unterworfen, sondern auch überlegen. Diese Stellung des Menschen zur Natur ist es, die ihn zum Schöpfer der Kultur befähigt. Nur von diesem Standorte aus konnte er sich in Religion und Philosophie, in Kunst und Wissenschaft eine eigene geistige Welt schaffen. Aber auch nur von hier aus ist es verständlich, daß der Mensch es unternimmt, die Natur zu beherrschen und sich dienstbar zu machen. So konnte er sich künstliche Formen und Bedingungen des Lebens schaffen, durch die er sich der Natur mehr und mehr entzieht. Seine Verbundenheit mit der Natur wird dadurch zwar nicht völlig aufgehoben, aber doch zu einer sehr mittelbaren, verwickelten Beziehung umgestaltet. Auf jeden Fall wird er der Natur so schließlich entfremdet.

Wenn wir für den modernen Menschen, insonders für den Großstadtbewohner unserer Zeit diese Tatsache einer zunehmenden Natur-Entfremdung feststellen, so bleiben wir uns also dessen bewußt, daß ein gewisser Abstand zur Natur im Wesen des Menschen, in der ihm eigentümlichen Zweiseitigkeit seine unabänderliche Grundlage hat; wir erkennen darin zugleich eine unerläßliche Vorbedingung geistiger Kultur. Andererseits aber empfinden wir auch mit aller Deutlichkeit, daß eine wirkliche Entfremdung von der Natur für das Wesen des Menschen eine Gefahr ist. Eine Gefahr für die vollwertige Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit wie für die Gesundheit des ganzen geistigen, kulturellen Lebens.

Wer die Fähigkeit der Beobachtung gewinnen will, muß zuvörderst den Irrtum meiden, daß er das zu kennen glaubt, was er mit Namen nennen kann. Namen bedeuten nicht Bekanntschaft, sie sind nur Hilfsmittel menschlicher Verständigung, aber sie geben nichts vom Wesen der Dinge. Man kann den Namen eines Tieres, eine Pflanze kennen, ohne darum ihre Gestalt, ihre Erscheinung und Wesensart voll erfaßt zu haben. Beobachten heißt daher, die Namengebung ganz vergessen und sich liebevoll in die Erscheinung selbst und alle ihre Seiten vertiefen — bis das scheinbar Bekannte, vermeintlich Alltägliche etwas ganz Neues, Merkwürdiges und Rätselhaftes wird — so, daß es wie eine wunderbare Entdeckung vor uns steht. Der Beobachtende muß auch vermeiden, von dem stetigen Blick auf die Erscheinung selbst allzu rasch in das Suchen nach einer sogenannten „Erklärung" abzuirren. Die Kenntnis der Erklärung einer Naturerscheinung schließt keineswegs ein, daß diese selbst in all ihren Seiten voll zur Anschauung gekommen ist. Name und Erklärung werden allzuleicht zur Hemmung für das vollständige Erleben und für die umfassende Anschauung der Naturerscheinung. So manche vermeintliche Erklärung hat den Fortschritt naturwissenschaftlicher Erkenntnis sogar aufgehalten. Und auf der anderen Seite hat manche richtige und vertiefte Beobachtung sogenannter Laien der Naturerkenntnis neue Wege gewiesen.

Beobachtung der Natur ist ein vorzügliches Mittel, um die Fähigkeiten des Geistes und die Kräfte des Willens zu schulen. Schärfe und Genauigkeit der Wahrnehmung, Sicherheit und Ausdauer der Aufmerksamkeit, Merkfähigkeit und Treue des Gedächtnisses, Geduld und Selbstbeherrschung, Sachlichkeit und Folgerichtigkeit des Denkens — alle diese Fähigkeiten sind für die Naturbeobachtung notwendig und werden durch sie geübt und ausgebildet. So gewinnt Naturbeobachtung großen erzieherischen und bildenden Wert. Wer von Jugend auf der Natur nahesteht und mit ihr vertraut ist, der wird — auch ohne daß er naturwissenschaftlich durchgebildet sein müßte — vor Einseitigkeiten und Verirrungen des Denkens bewahrt bleiben. Er wird sich in seinem Empfinden und Denken eine Weite und Ursprünglichkeit, eine Klarheit und Einfachheit erwerben und erhalten, die von aller Wortgläubigkeit frei und allem Buchwissen weit überlegen ist.

So sehen wir Naturbeobachtung einen immer tieferen Sinn und einen immer gesteigerten Wert gewinnen. Sie soll und kann nicht bei Einzelheiten stehen bleiben. Sie führt, richtig verstanden und geübt, zu immer umfassenderer Betrachtung und in immer größere Zusammenhänge — und schließlich leitet sie über zu einer Anschauung der Natur als eines großen Ganzen. Naturbeobachtung erschließt so die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen. Naturerlebnis und Naturgefühl vertiefen sich in dieser Gesamtanschauung zu jener geheimnisvollen Ahnung, in der der Mensch sich seiner Verbundenheit mit der Natur in neuer und tieferer Weise bewußt wird. Solche Naturanschauung, die auf einer klaren und sachlichen, ganz gegenständlichen Naturbetrachtung beruht, hält sich frei von jeder romantischen sentimentalen Naturschwärmerei. Sie sieht in der Natur weder Freund noch Feind — sie weiß, daß der Gang des Naturgeschehens nicht irgend eine besondere Beziehung auf die Menschheit oder das einzelne Menschenwesen und dessen Schicksal besitzt — sie erkennt, daß alle Sentimentalität, die ihre eigenen Stimmungen in die Natur einfühlt und in diesen Erzeugnissen eigener Phantasie sich gefühlvoll selbst genießt, ein Wahn und ein Irrweg ist. Und durch diese Einsicht gewinnt sie die volle Freiheit und Unbefangenheit für ein ganz sachliches Erleben der wirklichen Natur in ihrer wahren Größe und erhabenen Gewalt. Damit erhebt sich Naturgefühl und Naturanschauung weit über den bloßen sogenannten Naturgenuß. In der Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Natur vertieft sich auch die Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Menschenseele. Denn jeder tiefere Blick in die Rätsel der Natur führt den Menschen auch tiefer in das Innere des eigenen Wesens. Je mehr unser Wissen von der Natur sich erweitert, desto weiter und größer wird für uns der Umkreis des Ungewußten, des Nichtwissens und des Geheimnisses. Wen Naturbeobachtung zu solcher Ehrfurcht vor der Natur und zu solcher Bescheidenheit vor dem Rätsel der Welt zu führen vermag, dem hat sie das Beste und Tiefste gegeben, was sie überhaupt geben kann.

Heimweh

Heimweh sinkt in die Seele,
oh und die Hände ruhn,
und ein schmerzliches Träumen
will seine Wunder tun ...

will viel heimliche Kerzen
zünden mit Tränen an
tief im betenden Herzen,
... schauen die Lichtlein an,

flüstern mit Wolken und Winden
über der Seele Leid,
Heimat suchen und finden,
Heimat und Seligkeit:

kinderheimliche Wonnen
zitternd ach fern erblühn,
... möchte, um heimzukommen,
immerfort weiterziehn

Heimweh treibt mich nach Hause,
nimmt mich an meiner Hand —
... bin wohl nirgend zu Hause,
nur im himmlischen Land!

Joseph Rußwurm.

Aus der Welt der Gedanken

Nur die großen Menschen haben Sinn für das Kleine.

Die echte Liebe macht warm, die andere macht — Fieber.

Der Weg geradeaus ist immer der kürzeste, aber fast immer der schwerste.

Selbstlosigkeit ist stets frei, Selbstsucht stets beschäftigt.

Je mehr ein Mensch sich selber kennt, desto mehr wird er die anderen lieben.